

Von der Autorin bisher bei KBV erschienen:

Aachener Todesreigen

Ingrid Davis, (Jahrgang 1969), ist gebürtige Aachenerin und begann bereits im Alter von zehn Jahren mit dem Schreiben von Kurzgeschichten, Novellen und Gedichten. Ihr Weg führte sie nach dem Studium Englischer Literatur und Geschichte jedoch zunächst nicht in die Schriftstellerei, sondern ins Marketing und Projektmanagement. Hauptberuflich ist sie auch heute noch als Marketingmanagerin tätig und lebt mit ihrem Partner in Aachen. Neben dem Krimischreiben verbringt sie ihre Freizeit gerne mit Reisen, Kino, Literatur und Strategiespielen.

08/15, weil jede zweite Frau in unserem Alter genau diese Brille trägt.«

Ich nahm das Ungetüm wieder ab. »Entweder ich hab Grauen Star, oder das Ding muss erst mal gewienert werden.« Skeptisch beäugte ich das Fensterglas im Rahmen gegen das graue Novemberlicht, das durch unser Bürofenster fiel, und rieb es dann ein paar Mal an meinem T-Shirt rauf und runter.

»So putzt man doch keine Brille«, stöhnte Silke, nahm mir das Nasenfahrrad ab und unterzog es einer gekonnten Generalreinigung.

»Ja, was weiß denn ich, wie man eine Brille putzt«, maulte ich. »Stört doch nur, das doofe Ding.«

»Mag sein«, sagte Eric, »aber du brauchst mehr Tarnung als sonst. Wenn du brav bist, nehme ich das passende Herrenmodell. Dann gehen wir im Partnerlook.«

»Na, das hätte mir gerade noch gefehlt«, schnaubte ich. »DU musst wahrscheinlich keine Perücke tragen, wie?«

»Mich kennt ja keiner«, feixte Eric. »Aber ich will ja mal nicht so sein – dir zuliebe nehme ich auch eine Brille. Ich weiß schon das perfekte Modell für den Herrn Unternehmensberater«, schloss er zufrieden.

»Als was gehst du denn diesmal?«, fragte mich Silke gespannt, als würden wir über mein nächstes Karnevalskostüm reden.

Ich grinste, setzte meine neue Brille wieder auf und drehte mich zum Spiegel zurück: »Das müssen wir noch mit dem Kunden besprechen, aber ich glaub, mir ist heute mal nach Marketing-Tante.« Beim Blick auf mein Spiegelbild, das nicht mehr viel mit mir zu tun hatte, konnte man es sogar fast glauben. »So, und jetzt raus hier, die Herren. Ich muss mich umziehen – ich habe schließlich nicht mehr viel Zeit, um herauszufinden, wie ich in diesen Mörderschuh gehen soll, ohne mir das Genick zu brechen.«

* * *

Um Punkt zehn Uhr klingelte es an der Tür. Eric und ich hatten es uns in unseren Undercover-Kostümen im Konferenzraum bequem gemacht und dem Printenarrangement bereits beträchtlichen Schaden zugefügt. Als es klingelte, versuchten wir hektisch, die auffällig großen Löcher auf dem Printenteller wieder zu schließen, was nur mittelprächtigt gelang.

Wenn wir uns inkognito in ein Unternehmen einschleusten, machten wir es – wenn irgend möglich – so, dass auch der Kunde, der uns beauftragte, unsere wahre Identität erst nach Ende der Ermittlungen erfuhr. So war sichergestellt, dass sich keiner verplapperte oder sonst wie unbeabsichtigt verriet, dass die Namen, unter denen wir unterwegs waren, nicht die unseren waren.

Eric war schon seit einigen Jahren als selbstständiger Unternehmensberater Roderich Müller-Schwan unterwegs. Mit dem vermeintlichen Beratungsschwerpunkt »Prozessmanagement« konnte er sich in fast jedem Unternehmen nützlich machen und bei der Suche nach Lug und Betrug in fast alle Unternehmensbereiche hineinschauen. Der Nachteil dieser Rolle war, dass viele Mitarbeiter einem Unternehmensberater erst einmal

misstrauisch gegenüberstanden, denn Beratungsprozesse bedeuteten für die Belegschaft nicht unbedingt eine Verbesserung. Sie fürchteten um ihre Position oder schlimmer noch um ihren Arbeitsplatz, und da niemand wusste, ob die Prozessänderungen sich positiv oder negativ auswirken würden, stand man dem identifizierbaren Boten der Veränderung erst einmal skeptisch gegenüber.

Und hier kam ich dann in meiner Rolle als Franziska Decker ins Spiel. Erschien ein Unternehmensberater im Haus, entstanden Unruhe und Unsicherheit. Es wurde noch mehr geredet und getratscht als sonst auch schon, und die Gerüchteküche brodelte. Dadurch, dass viele Mitarbeiter aufgewühlt waren, öffneten sie sich auch eher Personen, die sie vielleicht noch nicht so gut kannten. Deshalb wurde eine zweite Person als neue Mitarbeiterin ins Unternehmen geschleust, die ein Bad in der Menge nahm und in der aufgeschreckten Stimmung Informationen sammeln konnte, die ihr sonst nicht so leicht zugänglich gewesen wären. So weit die Theorie. Klappen tat das nicht immer. Aber immer öfter.

Welche Rolle diese zweite Person – in unserem Fall also Franziska – spielte, hing immer vom Unternehmen ab und von dem Problem, das es zu lösen galt. Außerdem musste es eine Position sein, in der man sich, ohne Verdacht zu erregen, möglichst frei im Unternehmen bewegen konnte und im Rahmen der vermeintlichen beruflichen Tätigkeit mit möglichst vielen Kolleginnen und Kollegen in Kontakt kommen konnte.

Jetzt waren wir sehr gespannt auf die beiden Geschäftsführer der Memento GmbH, eines Aachener Technologie-Unternehmens, das mit Forschung und Entwicklung im Bereich Nanotechnologie seine Brötchen verdiente.

Zu unserer großen Erleichterung hatte unser Faktotum – Entschuldigung, Geschäftsführer – Fritz Schniedewitz bereits das Haus für ein »Geschäftsfrühstück« verlassen, so dass auf dem Flur keine peinlichen Begegnungen zu befürchten waren. Kollegin Steffi hatte den Herrschaften die Tür geöffnet und brachte sie mit professionell-freundlichem Smalltalk zum Konferenzraum. Normalerweise hätte ich das selbst gemacht, aber ich war auf den höllischen Stöckelschuhen schon dreimal umgeklinkt und dachte, ein spektakulärer Sturz im Korridor wäre kein guter Anfang für eine Geschäftsbeziehung.

Hinter Steffi betrat mein bester Freund Tahar Karim als Erster den Raum. Tahar, waschechter Franzose und nach dem Informatik-Studium in Aachen hängen geblieben, arbeitete seit vielen Jahren als freier IT-Berater für Memento und hatte uns ins Spiel gebracht, als es um Optionen ging, den diebischen Maulwurf zur Strecke zu bringen.

Tahars schwarze Locken waren wie immer verstrubbelt, Hemd und Jackett dagegen ein eher ungewohnter Anblick. Er trat ein, begrüßte Eric und sah sich suchend um.

Eric war trotz ungewohntem, dunkelblauem Dreiteiler und schmaler, karamellfarbener Hornbrille immer noch als Eric erkennbar. Bei mir musste selbst Tahar zweimal hingucken, bis er mich erkannte. Ich grinste zufrieden und zog dann hastig meine Gesichtszüge wieder gerade, als die drei Herrschaften von der Memento GmbH den Raum betraten.

Wir standen beide auf. Eric war zuerst an der Tür.

»Roderich Müller-Schwan«, beschallte er sie lautstark, während er ihnen die Hände schüttelte, und drehte sich dann schwungvoll zu mir um. »Und das ist meine Kollegin Franziska Decker.« Ich stöckelte auf die drei Gestalten zu und betete, dass ich alle Umklinker des Tages schon hinter mir hatte.

Der größere der beiden Männer, ein Endfünfziger, grau meliert mit gepflegtem Vollbart und Brille, stellte sich als »Hartmut Messner, Geschäftsführer« vor; der andere als »Rainer Messner, Geschäftsführer«, was es fast nicht gebraucht hätte, denn trotz fehlendem Bart und Brille war die Familienähnlichkeit zu Hartmut unverkennbar. Wer von beiden der Ältere war, war auf den ersten Blick nicht auszumachen.

Zuletzt reichte mir die einzige Frau im Dreierbund ihre knochige Klaue. »Waltraud Nieland, angenehm.«

Hochaufgeschossen, mager, graues Haar im strengen Knoten und ein stahlgrauer Blick, der einen Habicht vor Neid erblassen lassen würde. Für einen kurzen Augenblick dachte ich, meine Mutter sei wiederauferstanden, und das professionelle Lächeln auf meinem Gesicht froh kurzzeitig ein.

Ich schüttelte mich innerlich und reichte dem Habicht die Hand, als wäre alles in feinsten Ordnung, und bat unsere Besucher Platz zu nehmen. Das löste aus irgendeinem Grund ein hektisches Hin und Her aus, bei dem sich erst einmal alle gegenseitig im Weg standen. Schließlich saß aber alles, mit Kaffee und Wasser versorgt, und Steffi schloss leise die Tür hinter sich.

»So, noch einmal herzlich Willkommen bei der Detektei Schniedewitz und Schniedewitz«, begann ich. »Herr Karim hat uns ja bereits vorab gebrieft, worum es geht. Und er hat, soweit ich weiß, bereits mit Ihnen besprochen, dass Herr Müller-Schwan hier«, Eric setzte sein gewinnendstes »Ich-bin-Unternehmensberater-und-weiß-alles-besser«-Lächeln auf, »und meine Wenigkeit die Personen sind, die ins Unternehmen eingeschleust würden. Bevor wir aber besprechen, wie genau das vonstattengeht, schlage ich vor, dass Sie uns das konkrete Problem noch einmal in Ihren eigenen Worten schildern.« Ich sah die beiden Geschäftsführer aufmunternd an und schob die Brille hoch, die mir halb die Nase heruntergerutscht war.

Hartmut Messner nahm einen Schluck Kaffee, räusperte sich und fing an. »Der Name Memento GmbH steht für ›Messner und Messner Nanotechnology GmbH‹. Wir sind seit vielen Jahren sehr erfolgreich am Markt und eines der führenden unabhängigen Nanotechnologie-Unternehmen in Deutschland.«

Wir sind gleich nach der Werbung wieder für Sie da.

»Unser Fokus liegt auf Nanobiotechnologie und Nanomedizin, und hier wiederum sind wir besonders stark in angewandter Forschung und Produktentwicklung. Kurz gesagt – das, was sich in unserer Forschungs- und Entwicklungsabteilung abspielt, ist das Herzstück unseres Unternehmens.«

»Können Sie uns etwas genauer erklären, welches die Anwendungsgebiete für Ihre Forschung und Produktentwicklung sind?«, fragte Eric, der sich genau wie ich Notizen auf seinem Laptop machte. Hartmut Messner nickte und fuhr fort: »Unter Nanobiotechnologie versteht man, grob gesagt, die Verbindung elektronischer und biologischer Systeme. Eins der bekanntesten Beispiele hierfür kennen Sie wahrscheinlich aus *Star Trek*: das Volk der Borg, also ein Volk von Wesen, deren Organismen zum Teil organisch und zum Teil künstlich und elektronisch gesteuert sind.«

Schöne neue Welt.

»Das hört sich natürlich erst einmal sehr futuristisch an, aber durch eine solche

Verbindung kann es zum Beispiel gelingen, Stellen im menschlichen Körper zu überbrücken, an denen permanent geschädigte Nervenbahnen der körperlichen Funktion ein Ende gesetzt haben. Zum Beispiel könnte man bei Querschnittsgelähmten die Stelle, an der das Rückenmark irreparabel geschädigt ist, durch elektrische Impulse überbrücken, so dass die Befehle des Gehirns wieder an die unteren Gliedmaßen übertragen werden. Dieser Querschnittsgelähmte könnte wieder gehen.«

»Zapperlot«, entfuhr es mir.

Messner lächelte. »Sie sagen es, Frau Decker. Die Lahmen werden wieder laufen und die Blinden wieder sehen. Irgendwann. Damit aber noch lange nicht genug, denn die denkbaren Anwendungsgebiete für Nanoteilchen in der Medizin reichen von verfeinerten diagnostischen Verfahren über künstliche Befruchtung bis hin zu besser verträglichen Krebstherapien. Schauen Sie sich zum Beispiel die derzeit noch dominanten Behandlungsmethoden in der Onkologie an. Chemotherapie bedeutet, vereinfacht gesagt, nichts anderes, als dass wir den gesamten Organismus mit toxischen Stoffen überfluten in der Hoffnung, die krankhaften Zellen zu eliminieren. Der Kollateralschaden für den Körper ist immens. Wir werfen sozusagen eine Streubombe ab und wissen, dass in den allermeisten Fällen nicht nur das kranke Gewebe, sondern auch der gesunde Rest des Organismus massiv angegriffen wird.« Messners Augen hatten begonnen zu leuchten. »Jetzt stellen Sie sich mal nur für einen Moment vor, was es für Millionen von Krebspatienten bedeuten würde, wenn wir die Therapie direkt an die Stelle im Körper transportieren könnten, wo die krankhafte Zellveränderung sitzt. Durch eine solch gezielte Anwendung würde der Tumor ausgemerzt – aber ohne die massiven Nebenwirkungen, die wir heute in Kauf nehmen müssen. Ein sauberer klinischer Eingriff statt der Streubombe ist die Vision. Es gibt dann keine Patienten mehr, die statt an ihrem Tumor an den brutalen Behandlungsmethoden sterben, die momentan noch vielfach unsere einzige Option sind. Wir wissen immer noch zu wenig über die vielschichtigen Wege, wie Krebsarten entstehen – aber wir sind der festen Überzeugung, dass wir, was die Therapie angeht, nicht mehr weit von bahnbrechenden Behandlungsmethoden entfernt sind.«

Es entstand ein kurzes Schweigen, das Eric durch ein dezentes Räuspern unterbrach. »Ich möchte nicht der Spielverderber sein, Herr Messner«, begann er vorsichtig. »Aber nach dem, was ich gelesen habe, stehen den fast unbegrenzt erscheinenden Möglichkeiten der Nanotechnologie auch unkalkulierbare Risiken gegenüber.«

Rainer Messner nickte und schaltete sich ein. »Das ist richtig, Herr Müller-Schwan. Die Risiken sind schon in den Händen verantwortungsvoller Forscher schwer zu kalkulieren, da gibt es nichts zu beschönigen. Wir wissen noch zu wenig, um mit Sicherheit sagen zu können, welche genauen Risiken die neuen Möglichkeiten mit sich bringen und wie man diesen Risiken begegnen kann. Und genau deshalb ist es so wichtig, dass die Ergebnisse unserer Forschung nicht in die falschen Hände geraten – in die Hände von skrupellosen Menschen, denen es nur um Profit geht, egal um welchen Preis.«

»Und Sie glauben, dass das im Moment nicht sichergestellt ist?«, fragte ich. »Sie vermuten einen Maulwurf in den eigenen Reihen?«

»Ganz recht«, nickte Hartmut Messner. »Ich möchte jetzt nicht auf die genauen technischen Details eingehen, aber wir haben schon etwas länger den Verdacht, dass

mindestens einer unserer direkten Wettbewerber mehr weiß, als er sollte. Als wir vor Kurzem ein Patent anmelden wollten und dann feststellen mussten, dass bereits eine fast identische Anmeldung beim Patentamt vorlag, waren wir uns ganz sicher.«

Ich kannte zwar von Tahar schon die Antworten, wollte es aber von den Messners selbst auch noch einmal hören: »Warum glauben Sie, dass dieser Wettbewerber die genannten Fortschritte nicht genauso wie Sie hätte erzielen können?«

Rainer Messner kratzte sich beinahe verlegen am Kopf. »Legen Sie es uns bitte nicht als Arroganz aus, aber wenn ich es mal ganz salopp formulieren darf – mit den Hornochsen, die bei diesem Wettbewerber unterwegs sind, sind die nie und nimmer selbst zu den Kernerkenntnissen gekommen. Wenn ihnen jemand die Grundlagen übermittelt hat, haben sie damit sicher weiterarbeiten können, aber die haben einfach nicht die Entwicklungskapazitäten, um in so kurzer Zeit solch massive Fortschritte zu machen, wie wir sie zuletzt gesehen haben. Und dass deren erste Patentanmeldung haargenau in dem Themenbereich erfolgt ist, mit dem wir uns in der Nanobiotechnologie schwerpunktmäßig beschäftigen, ist mit Sicherheit kein Zufall.«

»Warum glauben Sie, dass das Leck bei Ihnen intern ist und die Daten nicht durch eine Sicherheitslücke in Ihrem IT-System entwendet wurden?«, fragte Eric.

Hartmut Messner warf Tahar einen kurzen Blick zu. »Wir arbeiten jetzt schon seit einer Reihe von Jahren mit Herrn Karim zusammen, und wir haben absolutes Vertrauen in seine Arbeit. Ich weiß nicht, ob Sie eine Vorstellung davon haben, wie oft das IT-Netz eines Unternehmens wie das unsere angegriffen wird, aber seien Sie versichert – es passiert sehr häufig. Wir reden hier im Laufe eines Jahres nicht von Hunderten, sondern von Tausenden von Angriffen – manche davon unglaublich stümperhaft und andere so raffiniert, dass man eigentlich nur noch annehmen kann, dass Staaten dahinterstehen und nicht irgendwelche Glücksritter. Kein einziger dieser Angriffe ist bisher erfolgreich gewesen. Also langer Rede kurzer Sinn«, schloss Hartmut Messner sein Statement ab, »wir haben absolutes Vertrauen in Herrn Karim und in die Integrität des Systems, das er aufgesetzt hat. Die zahlreichen Sicherheitsmaßnahmen machen das tägliche Arbeiten zwar manchmal etwas beschwerlicher, als die Kollegen sich das wünschen würden, aber wir wissen den hohen Grad an Sicherheit zu schätzen. Und wenn Herr Karim uns sagt, dass die äußeren Sicherheitsschranken des Entwicklungsnetzwerks nicht durchbrochen wurden, haben wir nicht den Hauch eines Zweifels.«

Tahar strahlte wie ein Honigkuchenpferd.

»Das sind die sogenannten harten Faktoren. Dann gibt es aber auch noch die weichen Faktoren, also die, auf die man schwerer den Finger legen kann«, ergänzte Rainer Messner. »Selbst wenn Forscher auf exakt dem gleichen Gebiet forschen und auch ihre Schwerpunkte fast identisch setzen, ist es normalerweise so, dass die einzelnen Forscher trotzdem ihre eigene Handschrift haben und sich ihre Arbeiten zumindest in Kleinigkeiten unterscheiden. Daran kann man – zumindest in unserem Bereich – häufig erkennen, ob Person A einfach von Person B abgekupfert hat oder ob sie wirklich gerade parallel, aber ohne Verbindung untereinander an der gleichen Sache forschen. Nun haben wir ja keinen einhundertprozentigen Einblick in das, was der Wettbewerber treibt, aber alles, was wir sehen, riecht für uns sehr stark nach einer von uns abgekupferten Handschrift und nicht